

Krankgeschrieben

Warum wenige Menschen mit psychischen Problemen an den Arbeitsplatz zurückkehren

Von Boris Gygax

Basel/Liestal. Nirgendwo auf der Welt ist der Weg zum Psychiater so kurz wie in der Schweiz. Auf 100 000 Einwohner kommen 45 psychiatrische Einrichtungen. Das sind dreimal so viele, wie alle anderen OECD-Länder durchschnittlich aufweisen. Man könnte nun annehmen, dass wir in der Schweiz besonders gut versorgt und betreut werden. Doch die psychisch bedingten IV-Renten sind in den letzten Jahrzehnten massiv gestiegen, gerade bei jungen Menschen. Psychische Störungen machten 2014 mit über 40 Prozent die grösste Gruppe aller IV-Neubezügler aus.

Als einen der Hauptgründe für diese Entwicklung sieht Niklas Baer, Leiter der Fachstelle für Psychiatrische Rehabilitation an der Psychiatrie Baselland, die vielen Langzeitabsenzen sowie Krankschreibungen aufgrund von Konflikten am Arbeitsplatz. «Diese sind oft ein Eingangstor für die IV: Je länger eine psychisch kranke Person dem Arbeitsplatz fernbleibt, desto kleiner wird die Chance für eine Wiedereingliederung.» Schon nach drei Monaten sei die kritische Grenze erreicht, ob der Patient überhaupt wieder den Weg zurückfindet. Baer untersuchte als Mitautor einer OECD-Studie psychische Erkrankungen bei Erwerbstätigen. Sein Fazit: «In der Schweiz wird vorsorglich zu schnell, zu lang und zu undifferenziert krankgeschrieben.»

Eine Praxis mit verheerenden Folgen: Die Arbeitsausfälle kosten in der Schweiz gemäss der Untersuchung 19 Milliarden Franken, die grösstenteils durch den Arbeitgeber in Form von Produktionsausfällen und Krankentaggeldversicherungen bezahlt werden. Eine Hauptforderung von den Schweizer Autoren der OECD-Studie lautet daher: mehr und engere Zusammenarbeit zwischen Psychiater und Arbeitgeber, um psychische Kranke so früh wie möglich wieder in den Arbeitsprozess zu integrieren. Das Problem endet jedoch in der Schweiz in einer Pattsituation: Trotz Willensbekundungen sind die Fronten zwischen Psychiater/Patient und Arbeitgeber/Krankentaggeldversicherer verhärtet.

Arztgeheimnis als Blockade

Der Schweizerische Arbeitgeberverband sei zum Dialog bereit, betont Daniella Lützeltschwab, Mitglied der Geschäftsleitung. Doch der Austausch mit dem Arbeitnehmer und seinem Arzt funktioniert nicht, weil sich die Psychiater auf den Datenschutz beriefen. Das sei am Schluss für beide Seiten unbefriedigend. Das Unwissen über die gegenwärtige Gesundheit eines Mitarbeiters verursache oft Unruhe und Verunsicherung im Team oder beim Vorgesetzten. «Wie kann man bei den Kollegen Verständnis dafür schaffen, dass andere einen Mehraufwand leisten müssen, wenn man nicht transparent informieren kann, was mit dem psychisch Kranken los ist?», fragt Lützeltschwab. Sie fordert, dass differenziert Informationen über Fähigkeiten und Schwächen des Arbeitnehmers vom Psychiater weitergegeben werden dürfen. «Die genaue Diagnose spielt da keine Rolle. Die meisten Arbeitgeber sind auch offen dafür, wenn ein Therapeut Tipps für den Umgang des Arbeitnehmers weitergibt.» Am Schluss liege es auch in der Verantwortung des Arbeitnehmers, Verständnis für seine Situation zu schaffen.

Noch vor einigen Jahren hörte Renato Marelli häufige Klagen von Arbeitgebern, die grösste Mühe hatten, überhaupt an die Psychiater heranzukommen. Diese Situation habe sich deutlich verbessert, findet der ehemalige Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Versicherungspsychiatrie. «Doch das reicht noch nicht. Psychiater müssen auch offensiver auf die Arbeitgeber zugehen.» Dies liege jedoch nicht am Willen des Psychiaters. Der Arzt stehe bei der Behandlung in einem Zwiespalt: Er muss den Patienten so schnell wie möglich zurück an den Arbeitsplatz bringen. Gleichzeitig steht der Patientenschutz an oberster Stelle. «Die Wiedereingliederung darf den Patienten nicht überfordern», sagt



Angst vor der Kündigung. Psychiater und Patient tauschen sich nur selten mit dem Arbeitgeber aus. Foto: iStockphoto

Marelli. Ein grosses Problem bei diesem Vorhaben sei die Ausgrenzung am Arbeitsplatz.

Noch immer werden psychische Krankheiten grundsätzlich als Schwäche ausgelegt. Der Leistungsdruck in der Arbeitswelt sei in den vergangenen 15 Jahren enorm gestiegen, sagt der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie. «Die Solidarität, jemanden mitzutragen, ging ein Stück weit verloren. Jeder ist genug mit sich selber beschäftigt.» Dies habe zur Folge, dass der Patient oft auf dem Datenschutz besteht, und somit dem Arzt mehr oder weniger die Hände gebunden sind. Der Austausch erfolge dann spärlich oder finde gar nicht statt.

Gleichzeitig schwingt die Angst vor der Kündigung immer mit. Auch dies hemmt den Patienten, beim Arbeitgeber offen mit seinem Problem umzugehen, sagt Marelli.

«Ich sehe dies genau umgekehrt», entgegnet Lützeltschwab. Wenn der Arbeitnehmer nicht über seine Krankheit informiert, müsse sein Arbeitgeber davon ausgehen, dass er nicht fähig ist, seine Arbeit zu erledigen, oder die Beeinträchtigung als Demotivation fehlinterpretiert. «Dadurch erhöht sich die Chance auf eine Kündigung eher. Psychische Krankheiten sind nun mal unsichtbar.»

Die Angst vor der Kündigung beeinflusst auch den Arzt. Vom ersten Tag an, wenn er seinen Patienten wieder arbeitsfähig schreibt, endet der Kündigungsschutz. Natürlich will er nicht für einen allfälligen Jobverlust verantwortlich sein. Also wartet er mit der Empfehlung an seinen Patienten, wieder mit der Arbeit anzufangen, länger zu. Paradox: Ein Austausch würde auch dieses Problem besser lösen. Marelli erklärt: «Je mehr ich über das Arbeitsumfeld meines Patienten weiss, desto besser kann ich seine Fähigkeiten einschätzen, desto differenzierter kann ich ihn krankschreiben und desto eher findet er zurück an den Arbeitsplatz.»

Versicherer bluten

Den Vorwurf, dass sich die hohe Anzahl Psychiater in der Schweiz auch selber beschäftigen muss, weist Marelli vehement zurück. «Es gibt nicht zu viele Psychiater bei uns. Im Unterschied zur Schweiz erfolgt in anderen Ländern beispielsweise eine Psychotherapie nicht durch einen Psychiater. Diese Therapeuten haben andere Ausbildungen und Fachtitel. Würde man sie dazuzählen, sähe der Statistikvergleich mit den anderen OECD-Ländern ganz anders aus.»

Die finanziellen Folgen der Pattsituation tragen am Ende die Krankentaggeldversicherungen. «Das Geschäft im Krankentaggeld-Bereich ist so oder so mit grossen Herausforderungen und

Kostendruck konfrontiert, was die Situation noch verstärkt», sagt Patrick Weibel, Leiter Leistungsabwicklung bei der CSS. Bei den Grossversicherern gibt es kaum aussagekräftige Zahlen zu den psychisch bedingten Absenzen. Auf Anfrage der BaZ sprechen jedoch alle von einer «tendenziellen Zunahme». Eine schweizweite Statistik gibt es nicht. Einzig Helsana, einer der grössten Versicherer der Schweiz, legt erstmals Zahlen offen. Da die maximale Leistungsdauer 730 Tage beträgt, sind nur die Daten bis 2013 definitiv. Seit 2009 haben die Fälle psychischer Erkrankungen um rund einen Viertel zugenommen. Entsprechend sei im gleichen Zeitraum die Versicherungsleistung für psychische und Verhaltensstörungen nach Abzügen von gut 74 Millionen Franken (2009) auf knapp 90 Millionen Franken (2013) gestiegen, sagt Stefan Heini, Mediensprecher der Helsana.

Kaum Anreize für Psychiater

Die Folge: Die Beurteilungspraxis wurde bei vielen Versicherern verschärft, damit stieg auch die Zahl der abgelehnten Anfragen. «Das Grundproblem ist nicht gelöst. Die Ärzte haben

kaum Anreize, weniger oder kürzere Krankschreibungen zu verordnen», sagt Patrick Weibel.

Eine Lösung für die Fehlentwicklung liegt nicht auf der Hand. Um Langzeitkrankschreibungen und häufige Absenzen zu verhindern, haben beispielsweise die Niederlande die Lohnfortzahlungspflicht für den Arbeitgeber stark ausgedehnt. Die Absenzenquote konnte so deutlich gesenkt werden. Marelli und auch Lützeltschwab halten jedoch wenig von einer rigiden Handhabung. Sie begründet: «Regelungen sind immer mit Kosten verbunden.» Niklas Baer bemängelt aber, dass in der Schweiz hingegen die Anreize fehlen, dass sich der Arbeitgeber aktiver darum bemüht, den Mitarbeiter zurückzuziehen.

Er bringt einen weniger rigiden Lösungsansatz ins Spiel: «Richtlinien für die Art und Dauer der Krankschreibungen wären hilfreich.» Zudem fordert er einen obligatorischen Austausch, zumindest bei längeren Krankschreibungen oder Konflikten. Auf die Frage, ob man die jahrelangen Routinen überhaupt aufbrechen könne, antwortet er: «Wir kommen gar nicht darum herum, wenn wir die Arbeitssituation psychisch Kranker verbessern wollen.»

Broschüren und regelmässiger Austausch sollen helfen

Erster Leitfaden für psychisch bedingte Krankheitsfälle

Liestal. Vor knapp einem Jahr organisierten die Stiftung Rheinleben und die Psychiatrie Baselland ein Treffen zwischen Mitgliedern der Arbeitgeber- und Wirtschaftsverbände sowie Psychiatern aus der Region. Der Anlass: der fehlende Austausch zwischen Arbeitgebern und Psychiatern. Das Ziel: ein Runder Tisch mit allen Beteiligten. Rund 80 Personen haben an der Veranstaltung teilgenommen. «Teilweise haben sich Psychiater erstmals mit einem Arbeitgeber ausgetauscht», sagt Niklas Baer, Leiter der Fachstelle für Psychiatrische Rehabilitation bei der Psychiatrie Baselland.

Der Nachholbedarf ist gross. Noch immer bestehen Berührungängste. Es sei beispielsweise über Konflikte am Arbeitsplatz diskutiert worden, sagt Baer. Die Arbeitgeber hätten dann entgegengehalten, dass nicht jedes Mal effektiv Mobbing dahinterstecke, wie viele Betroffene ihrem Psychiater erzählen, sondern schlicht eine schwierige Persönlichkeit des Mitarbeiters. Die Arbeitgeber kritisierten, viele Psychiater würden sich einseitig über einen Konflikt am Arbeitsplatz informieren. «Psychiater gaben wiederum zu, besonders bei grossen und internationalen Unternehmen Hemmungen zu haben,

auf diese zuzugehen», sagt Baer. Die Arbeitgeber auf der anderen Seite erfuhren, dass sie beim Mitarbeiter den Austausch mit dem Psychiater verlangen dürfen.

Aus den Ergebnissen der Diskussionen haben die Veranstalter nun erstmals Leitfäden herausgegeben. Führungskräfte haben oft Hemmungen, «schwierigen» Mitarbeitern klare Vorgaben zu machen und Grenzen zu setzen, heisst es im Papier für den Psychiater. «Bei Persönlichkeitsstörungen sollten die Behandelnden den Vorgesetzten eher zu einer klaren Führung ermutigen, statt an dessen Verständnis zu appellieren.» Im Leitfaden für Arbeitgeber und Führungskräfte werden beispielsweise auch Anforderungen an die Betriebskultur gestellt, in der «Krisen, persönliche Defizite und Überforderung mitgeteilt werden dürfen.»

Mit der Veröffentlichung der Leitfäden sei die Arbeit jedoch nicht getan, sagt Baer. «Wir möchten den Austausch regelmässig stattfinden lassen.» Mit der Veröffentlichung der beiden Papiere habe man schon einmal einen ersten, wichtigen Schritt gemacht. bgy
www.rheinleben.ch/print/arbeitsplatz-erhalt.pdf; www.rheinleben.ch/print/arbeitgeber.pdf

Merkwürdigkeiten

Ein Kunstwerk aus Holz

Von René Salathé

Gelterkinder. Schweizer Architektur ist im 20. und 21. Jahrhundert zu Welt-rang und -geltung gekommen: Namen wie Le Corbusier, Botta oder Herzog & de Meuron beweisen es. Aber eigentlich braucht uns dies gar nicht zu verwundern, denn schon im 16. Jahrhundert errichteten Tessiner Baumeister und Architekten in der Lombardei und in Rom Bauwerke, die in die Geschichte der Architektur eingegangen sind.

Weit weniger bekannt als diese Schweizer Exportarchitektur dürfte indessen der spezifisch schweizerische Architekturstil des Chalet Suisse sein. Er entwickelte sich im 19. Jahrhundert und war eine hölzerne Manifestation des damaligen patriotischen Heimatverständnisses. Seinen Ursprung hatte er in den Alpen, wo die Holzbauweise seit je zum selbstverständlichen Kulturerbe gehörte – Holz war eben einer der wenigen Rohstoffe, über den die Schweiz beinahe unbeschränkt verfügte. Das Land war darum lange Zeit sozusagen Holzboden, auf dem ausser gerade Holz nicht viel gedieh. Das Chalet, das sich im Zeichen der Neuromantik und der nachfolgenden touristischen Eroberung des alpinen Raums von den Alpen ins Mittelland und in die Städte verirrte, war Ausdruck dieser hölzernen Pose und erinnerte landauf, landab an die ländlichen Wurzeln.

Ein schönes Beispiel des Chalet-Suisse-Heimatstils steht weitab von den Schneebergen in Gelterkinder. Erbaut wurde das stattliche, dreigeschossige und nach Art eines Blockbaus errichtete Wohnhaus nach Plänen des Basler Architekten und Bildhauers Isidor Pellegrini-Spiess (1871–1964). Im Dorf wurde das stattliche Haus zu einem regelrechten Blickpunkt: Mit einem aufwendigen Dach, das von einem steilen Treppenhaus-Turm überragt wird, macht es auf sich aufmerksam.



Patriotisches Manifest. Das «Laubsägelihaus» stammt aus dem 19. Jahrhundert. Foto Peter Plattner

Die reichen, mit Sägefries verzierten Fassaden, Fenster, Türen, Balkone und Lauben verleihen dem Haus die Würde eines Meisterwerks. Aber auch der Innenausbau kündigt vom gepflegten Wohnstil, der allerdings die Einfachheit des ursprünglichen alpinen Chalets verleugnet: «Ein pausbäckiges Engelchen an der Ecke des Erkers hat eben zur Zither gegriffen, um sein zartes Lied mit einer melodischen Begleitung zu unterlegen. Gemalte Muscheln und Rosetten sind in die Frieße eingefügt, die sich parallel den Wänden entlang ziehen. Vasen mit bunten Blumen und Früchtchalen mit Pfirsichen und Orangen fügen sich in den Ecken ein – der Fantasie des Malers waren wohl keine Grenzen gesetzt.»¹

«Laubsägelihaus» – treffender lässt sich das Gelterkinder Chalet nicht charakterisieren; es zeugt von einem fantasie- und detailreichen, eben an Laubsägearbeiten erinnernden Baustil.

¹ Frei Rudolf: Eine Villa enthüllt ihre Geheimnisse, in: *Basellandschaftliche Zeitung*, 28. August 2002.

Text aus: Neue Baselbieter «Merkwürdigkeiten». 62 Betrachtungen zur Geschichte und Gegenwart des Kantons Basel-Landschaft, Liestal 2007.